

..ein Heimatloser besucht seine WüsteLudwigsburg



„an den Wassern von Babel saßen wir und weinten“

Samstag 13.März, Abfahrt 11Uhr10 mit der Linie S4 vom Stuttgarter HBF nach Ludwigsburg. Früher fuhr da eine Regionalbahn auf Gleis 4 ab. Wenn er da in den Zug stieg, da fand er immer zwei oder drei Bekannte. Zwanzig Minuten später war man dann in Ludwigsburg. Heute kennt er hier niemanden mehr im Zug.

Vier Inder sitzen vor ihm, einer davon hat einen riesigen weißen Turban auf dem Kopf. Sie reden lebhaft miteinander. Ihm gefällt diese indische Sprache, diese weichen h-Laute, die so schön gefärbt sind, dass es manchmal scheint, als ob sie nur vorsichtig Gedanken andeuteten, anstatt mit harten und groben Begriffen zu sprechen, so wie ihm die deutsche Sprache oft vorkommt. Er denkt an Madrid, an den Terrorismus und an die Möglichkeit, dass auch dieser Zug in die Luft gesprengt werden könnte. Er denkt an diese vielen Menschen, deren Schicksal durch solche Zufälle rigoros in andere Bahnen gelenkt werden. Und er denkt an dieses unheimliche Leid, das Menschen über andere auslösen können.

Die Durchsage „Stuttgart Nord“ erinnert ihn wieder an den Zug. „Schade, dass wir nicht über Cannstatt fahren, da hätte ich noch das Haus des Meisters besichtigen können“, das Haus seiner Vorväter, so spielen sich seine Gedanken wie ein plätscherndes Rinnsal ihren Weg, durch das Geröll verhärteter Erinnerungen. Da tauchen dann auch letzte Reste aus einem Gespräch des Tages davor auf, mit dem Gesprächsgegenstand : „die Würschtlesgesellschaft“, was heißt, die große einfältige Masse, die jetzt Kultur, Politik und Maß bestimmt, was geschichtlich gesehen immer ein Zeichen von Dekadenz war. Und was immer zur Auflösung und zum Verfall geführt hat, in Griechenland, Rom, USA. Dazwischen sind viele kleine parallele Neben-Geschichten, die alle auch dieser Sinuskurve gefolgt sind. Er denkt an seine Familie, an sieben, acht Generationen Orgelbau, an Aufstieg und Fall, und an das „Ende der Geschichte“, auch hier Parallelität.

„Kornwestheim“ hört er die Durchsage nun: hierher ist er mit dem Bruder in den schwarzweißen 1950er Jahren jedes Wochenende zur Tante gelaufen. Die 3-4 km waren in einer guten Stunde bewältigt. Ganz Kornwestheim hat bei „Salamander“ gearbeitet. Der Onkel war Architekt und begeisterter Briefmarkensammler. Da gab's dann immer 50 Pfennig für Süßigkeiten.

Nun wird's Zeit, er tastet nach seiner schwarzen Tasche, packt sein „Hörgerät“ zusammen, wo zuletzt der „Sonnenhymnus“ des blinden Louis Vierne ertönte, und die er jetzt so gerne sehen würde, diese Sonne. Und dann hört er auch schon „Ludwigsburg“ durch den Zuglautsprecher flöten.

Leichter Regen, der Platz vor dem Bahnhof wirkt immer etwas kleiner, als er sich in der Erinnerung breit macht. Wieviele Bahnhofsräume hat er mit diesem Platz hinter sich? Früher war hier das „Cafe Kunzi“, jetzt heißt es „Trötsch“. Sonst hat sich am Bahnhofsvorplatz nicht viel geändert. Man sieht von hier aus die Türme der evangelischen Stadtkirche, ein beruhigendes Bild. Weiter unten hat die „Eisdiele Olivier“ Tische rausgestellt und mit „südlichem Charme“ gerüstet, sogar Decken hat man dazugelegt. Hierher hat er seine erste Freundin zum Eis eingeladen, Anfang der 60er, es war ein kompletter Reinfluss. Jetzt erst bemerkt er, dass angenehme Temperaturen herrschen, aber es nieselt noch, manchmal kommt sogar ein Sonnenstrahl.

Am Schillerplatz sieht er das Standbild des großen Württemberger Dichters, es war ihm nie vorher aufgefallen, weiß, rein, umgeben von Banken. Erst in den letzten Jahren lernte er Schiller zu bewundern, durch seine Schrift „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, einer klassischen Ästhetik vor der anbrechenden Romantik. Und dann fällt ihm auf „Mörrike“ an allen Ecken und Enden: „Eduard Mörrike und die Musik, in der Wolfgangkirche in Hoheneck“, Stefan Laux am Flügel und Silvia Hablowetz als Mezzosopran. „Das muss schön sein“, das erinnert ihn direkt an Rheinberger mit einem anderen Laux als Organisten in Bad Nauheim.

Auch bei der Buchhandlung „Aigner“ am Arsenalplatz sind die Auslagen voll von „Mörrike“. Mörrike der Ludwigsburger, der nahezu parallel zu Eberhard Friedrich Walcker gelebt hat. Vielleicht ist Mörrike in Köngen, wo er Vikar war mit dem Orgelbauer Walcker zusammengetroffen, vielleicht an anderer Stelle. Beide sind viel gereist, und immer wieder finden sich Wegkreuzungen. Im Gegensatz zu Schiller ist Mörrike ein Vertreter der romantischen Musikästhetik, und das ist insofern eine große Bereicherung, da es mit der Klangauffassung der Ludwigsburger Orgelbauerunternehmens übereinstimmt. Schiller hingegen hat sich mit Musik nur wenig beschäftigt.

Beim „Aigner“ findet gerade eine 200 Jahrfeier statt. Und aus diesem Anlass hat man dort eine historische Bildausstellung über Ludwigsburg im Obergeschoss installiert. Da geht er hinauf, und da findet er ein Foto der Firma Walcker um 1910 und er findet ein weiteres Foto einer „Honoratioren-Versammlung im Bären“, wo Hermann Aigner und Oscar Walcker abgelichtet sind.

Ein trostloser Himmel hängt nun schon über der Wilhelmstraße, „dahinten an der Ecke zur Seestraße, war doch der Büchsenstein & Essig, das Spezialitätengeschäft, wo man Oliven und geröstete Heuschrecken kaufen konnte“, sinniert er weiter. Nun Oliven, das gibt's heute an jeder anderen Ecke auch, aber die Heuschrecken scheinen sich nicht durchgesetzt zu haben, „wahrscheinlich zu sehr Babylon, zuviel biblische Apokalypse“, denkt er.

Über die Kirchstraße, wo weiter hinten der Vater Fritz Teufels ein Advokatenbüro innehatte, kommt er nun zur Stadtkirche, gegenüber dem ehemaligen Spielwarenhaus „Rees“, wo ein Riesenplakat auf Orgelmusik zum Markttag aufmerksam macht. Die Orgelmusik ist für 11 Uhr angekündigt, das hat er scheinbar schon verpasst, denn in der Kirche sitzt nur eine Person. An der Walcker-Orgel müht sich eine junge Frau ab. Die Orgel ist gnadenlos verstimmt. Schön sind die breiten Bässe, die übrige Intonation scheint irgendwann mal dem Markttreiben angepasst worden zu sein.

Wieder draußen auf dem Markt, wo 1950 die Großmutter Sigl Gemüse und Obst verkauft hat, wo die ganze Verwandtschaft sich mit frischer Ware eingedeckt hat für eine Woche, da findet er auch Blumen aus dem Haus Schneider, die in der Heilbronner Straße ihre Gewächshäuser haben oder hatten. Ein Türke fragt ihn nach der Eberhardstraße, „hinter der weißen Kirch geht's rechts“, so schickt er ihn dahin, wo vor Unzeiten der Oskar Hildenbrand am Freitagabend im Weinhaus Klingel dem Kartenspiele frönte. Er hätte auch sagen können: „do gosch links oder rechts“, weil die Eberhardstraße das genaue Spiegelbild der Kirchstraße ist. Aber er denkt sich, das reicht wenn er mal einen groben Fahrplan hat. „Und im Übrigen ist es sowieso wurscht in welchem Italiener, Türken oder Griechen man beim Mittagessen landet“, aber gerade dort in jener Eberhardstraße - rechts, da gibt's noch Maultaschen nach schwäbischer Art, wie es sein muss“.

Die Stadtkirche mit ihren rosa, grau und blauen Tönen hat ihn immer fasziniert, auch weil diese Kirche zwei schöne stolze Türme hat, während die katholische Kirche gegenüber mit ihrem hellgrauen Ocker und eintürmig dazu, weniger festiv wirkte. „Wie kann man da nur vom Protestantismus zum Katholizismus konvertieren?“ bewegt ihn kurz diese Frage.

Am Holzmarkt, der Obelisk mit Mörrike und Strauss. Immer hier war Zwischenstation auf dem Heimweg vom Schulbesuch. Gegenüber war der Bäcker-Bauer, wo man sich die Schulbrezeln für 12 Pfennig holte. Rechts gings den Kaffeebuckel runter zum Schloß, und dann war da noch der Farben-Runge in der Holzmarktstraße, wo man den ersten Wasserfarbentasten gekauft hat. Jetzt knallt das Marstallcenter den ganzen Anblick monströs zu, und erwürgt den feinen Anblick dieser eigenartigen Platzidylle.

Die Häuser der Marstallstraße fallen ihm unangenehm auf: Bonbonnierte Farben, alles gesüßelt und verzuckert, auch die nach Mozartkugeln riechenden Farben des Schlosses, auf Breitenwirkung angelegt, man sucht nach einem Werbeaufdruck, wie „Nestle“ oder „Pampers“, so etwas Schokoladenartiges. Es wird trüber, und er macht einige schwarzweiße Bilder, versehentlich drückt er die Bildeinstellung auf „drastische Dunkelheit“.

In der Charlottenstraße angekommen: noch ist alles beim Alten. Er blickt hinunter das Postgäßle und erschauert: von rechts unten, wo die Shet-Hallen standen, da kommt ein helles Licht. Es ist, als ob die Wolken auf diesen Augenblick gewartet hätten, sich etwas zurückzuziehen. Der Niesel hört auf, ein Sonnenstrahl trifft auf den Boden des Postgäßle's auf, wo es seit hundert Jahren nicht sein durfte, weil die Schatten der Walcker-Gebäude das nicht zuließen. Es ist ihm, als sei ein unerhörtes Verbrechen geschehen. Er steht dann einige Minuten an dieser Stelle, an der er zwanzig Jahre und mehr täglich gegangen ist, in die Kinderschule in der Laufgasse, dann in die Grundschule „Anton-Bruckner“ und später ins „Mörrike Gymnasium“ und immer wieder

zum Bahnhof, Richtung Stuttgart, und wo er die glücklichste Zeit seines Lebens verbringen durfte. Aber immer ging er von einem dieser Häuser aus, und wusste, dass er hierher zurückkehren würde. Nur jetzt, jetzt ist keines mehr da.

„Wo in aller Welt ist Walcker?“ - er kann es nicht fassen, trotzdem er schon Bilder dieser Wüste gesehen hatte. „Wo in aller Welt sind die Walcker-Häuser?“ fragt er sich. „Wo in aller Welt sind all diese Menschen hin, mit ihrem Zeug?“. „Bleiben uns einzig und alleine diese drei Raumdimensionen mit der der Zeit, und ein paar Kartons voll mit Bildern und Briefen“ oder ist diese Materie so unwichtig, wie sie für den Indern und den Platoniker unwesentlich ist? Die Häuser der gegenüberliegenden Favoritengärten lachen wie schadenfreudig herüber. Vom Postgäßle hinüber zum Schloss zu sehen, das war durch die Gebäude unmöglich. Jetzt also eine Perspektive die ihn so unheimlich übermannte, dass er in eine tiefe Trauer verfiel. Das Haus in der Kasernenstraße 14, so hässlich es auch in den letzten Jahren ausgesehen hat, ihm steht fast das Herz still, als er auf die Fläche tritt, auf der das Haus stand. „So klein war diese Grundfläche“, so viele Menschen haben hier gewohnt, so viele Jahrzehnte hat dieses Haus Menschen beherbergt. Wie oft hat er da „Klingelputzen“ bei der Zichmann gemacht, oder bei den Alaki's Ungarisches Gulasch verspeist. Wie oft war er beim Gutschwager, der seinen Söhnen eine Glatze schnitt, weil sie das Lottogeld verspielten. Das Tor zum Hof, das Haus der Schlossstraße 49, er sieht, wie oben Oscar Walcker das Fenster öffnet, und runter ruft „die Hannelore isch net do“. Oder er sieht die Frau Liebig ihre Kantine verwalten, ein Malzbier und ein Stück Schwarzbrot verzehrend, und er hat wieder den Geruch dieser Kantine in der Nase, nach Hartwürsten und Dinkelacker. Immer wieder weicht sein Blick rüber zum Schloss, fast fragend :“ und wann werden sie dich einäschern?“

Dann läuft er die Schlossstraße hoch, von ganz unten, wo gegenüber der Ampel das Restaurant „Favoritepark“ liegt, und er fotografiert jeden Quadratmeter des gelynchten Bodens, wie zum Beweis, so, als ob die Bilder morgen für eine Gerichtsverhandlung zur Verfügung stehen müssten. Es wird dunkler und dunkler, und die Fahrbahn der Stuttgarter Straße neben ihm wird grauer und eintöniger, da mag das blitzende Blech der anonymen Fahrer noch so funkeln. Viel, viel Grau ist in dieses Ludwigsburg eingekehrt, und er mag diese schokoladenbraune Würde, die von diesem nun kaskaschen Schloss ausgeht überhaupt nicht.

An der Charlottenstraße 23 macht er einen letzten Halt. Die in den Fenstern eingelassenen Jalousien hängen alle schief. Das rote Haus wirkt massiv und unbeeindruckt. Gegenüber steht passend der Hinweis auf ein Begräbnisinstitut und darunter ein Hinweisschild auf Antiquitäten. „Bald werden sie auch dich mit ihren Haribo-Gummibär-Farben ans örtliche Konsumtouri-Niveau angepasst haben“, denkt er sich, und fotografiert das Haus 23 zum letzten Male für seine Erinnerung. Beim „Entenmann“ will er noch Halt machen, wo „eigene Schlächtereie, reelle Weine und gepflegte Biere“ früher beeindruckt haben. Nein, der ist natürlich nicht mehr da. Und das „Waldhorn“ weiter oben, wirbt mit einem ausgesucht geputzten Schild, mit Mozarts Besuch als siebenjähriger Knabe. Der kleine Amadeus war allerdings durch die in Ludwigsburg inflationär auftretenden Söldner äußerst verunsichert.

Am Bahnhof angekommen, da trifft er noch einen Altgesellen der Firma, der 50 Jahre oder mehr bei Walcker beschäftigt war und der alles erlebt hat was es bei Walcker zu erleben gab : Lorenzen aus Marbach. Auch er kam in die Stadt, um nach dem Walcker-Schandfleck und dessen Beseitigung zu sehen. Man tauscht ein paar Erinnerungen aus, vielleicht sieht man sich bei einer der bevorstehenden Ausstellungen im Heilbronner Torhaus am 1.Mai oder später in Kirchentellinsfurt, oder vielleicht einmal in Neuhausen oder wo sonst sich Gelegenheiten bieten. Und dann geht man weiter, der Heimatlose geht zurück in eine andere Wüste

Eine aufgearbeitete Vergangenheit, das kann ein „Schöpfen neuer Kraft“ und lebendiger Quell zukünftiger Kreativität sein. Soll das der Ludwigsburger Weg dorthin sein, oder der württembergische Weg? Vergangenheit gehört ins Museum, und dort soll sie auch bleiben, das scheint eine Antwort aus Süddeutschland zu sein. Mit wie wenigen Mitteln hätte man hier eine kleine kulturelle Stätte erhalten können, die uns an die Vorväter und ihren Ideenreichtum gemahnt hätte

Eine Zeit ist vorüber, das mag sein, die Frage ist nur, so denkt er sich, haben wir eine Wandlung zum Neuen oder einen gründlichen Tod hinter uns.

(gwm) 14.3.2004

dazu gehört die

Bildergeschichte "**Ludwigsburger Grau**"